

Beyschlag über Melanchthon.

S. Der 16. Februar 1897 hat eine ganze Fluth von Schriften über Philipp Melanchthon gebracht, die meistentheils jedoch sehr oberflächlich gehalten sind und über die Widersprüche in den symbolischen Büchern, sowie sie durch Melanchthon in dieselben hineingetragen worden sind, stillschweigend hinweggehen. Man lobt die Augustana von 1530, vergißt jedoch die Variata von 1540, und übersieht die „Wiederholung der Augsburger Confession“ von 1551, welche in fast allen wesentlichen Punkten im geraden Gegensatz zu dem ersten officiellen Glaubensbekenntnisse steht. Das protestantische Volk soll eben in fortwährender Täuschung über den wirklichen Gang der Glaubensspaltung gehalten werden.

Zu den relativ besten Jubiläumsschriften gehört unstreitig die Arbeit des bekannten protestantischen Theologen Willibald Beyschlag von Halle, welcher mit den Altkatholiken so gerne sympathisirt, um gegen den Papst um so härter und bitterer loszufahren. Diesen Standpunkt verleiht er derselben auch in seiner Festschrift: „Philipp Melanchthon und sein Aulheil an der deutschen Reformation“ (82 S.) nicht.

Was wollte Melanchthon auf kirchlichem Gebiet erreichen? Beyschlag entwickelt Seite 46 diese Frage:

„Als Gelehrter überhaupt dem Alterthum zugewandt, von allen Reformatoren am meisten in der Kirchengeschichte, in den Kirchenvätern zu Hause, flüchtete Melanchthon je länger je mehr hieher um guten Rath in den ungeborenen Fragen der Gegenwart. Der Rath, den er hier empfing, konnte nur ein der alten Kirche annähernder, versöhnlicher sein. War es doch kein Zweifel, daß die Ordnungen der katholischen Kirche, wenn auch in gröblicher Entstellung und hundertfältigem Mißbrauch, auf den Schöpfungen des christlichen Alterthums ruhten, und daß demnach, wie Luther es auch hinsichtlich des Gottesdienstes gehalten hatte, in der Kirchenordnung nicht ein völlig Neues zu schaffen, vielmehr das Alte evangelisch zu reinigen und zu erneuern war. So entstand im Geiste Melanchthon's unter den Kampfesnöthen und Friedensversuchen der Zeit das Gedankenbild einer evangelisch-katholischen Kirche; auch seiner Augsburger Confession“) mit ihrem möglichst schonenden und erhaltenden Charakter liegt es zu Grunde; und noch deutlicher hat er es gezeichnet in der „Wittenberger Reformation“ von 1542, einer für den Reichstag bestimmten und von Luther nicht beanstandeten Denkschrift welche sich neben den Lehrfragen auch auf Gottesdienst und Kirchenordnung einläßt, unter anderem sich auch für die Firmelung oder Confirmation als Anschluß des kirchlichen Jugendunterrichtes ausspricht und die Erhaltung der bischöflichen Verfassung wenn die Bischöfe „evangelisch handeln wollten“, in Aussicht nimmt. Der nachfolgende Geschichtsverlauf hat diese schonende, an den heutigen Altkatholicismus gemahnende Reform als unausführbar erwiesen; die Selbstsucht des Papstthums (1) und der Rückhalt, den dasselbe in den romanischen Völkern besaß, waren zu groß.“

Ja Melanchthon wollte sogar laut Unterschrift der papstfeindlichen schmalkaldischen Artikel das Papstthum als menschliche Einrichtung zur Beaufsichtigung der Bischöfe bestehen lassen, wenn dasselbe in der abendländischen Christenheit das „Evangelium“ (nach Luther's Auslegung) freigebe. Dazu bemerkt Beyschlag (S. 48):

„Das war jedenfalls, wenn wir auch heute über das

1) Wenn Beyschlag S. 40 die Augsburger Confession „das große Banner der deutsch-evangelischen Kirche“ nennt, „für das anderthalb Jahrhunderte hindurch Tausende Haus und Habe, ja Leib und Leben gelassen haben“, so beweist er mit dieser Phrase nur, daß er kein Historiker von Fach sei, wie er selbst gesteht.

unpraktische Phantastiebild eines evangelischen Papstthums lächeln mögen, ein in aller Weise hochherziger Gedanke.“

Melanchthon suchte auch die bischöfliche Gewalt selbstständig gegenüber den neugläubigen Landesherren zu erhalten.

„In der That“, sagt Beyschlag weiterhin, „evangelische Bischöfe konnte es geben auch ohne einen evangelischen Papst, wie das Beispiel Englands, Schwedens, anfangs auch Ostpreußens beweist, und die Erhaltung der bischöflichen Kirchengewalt innerhalb der deutschen Reformation hätte nicht nur den Sieg der letzteren in ganz Deutschland retten können, der hernach zu allermeist an den geistlichen Reichsständen scheiterte; sie hätte vielleicht auch die neue Kirche vor jener Vererbung und völligen Knechtung durch den Staat zu bewahren vermocht, welche unsere evangelisch-kirchliche Weiterentwicklung so sehr verkleinert hat.“

Was hat die anglikanische durch das Gesetz etablierte Kirche eines Heinrich VIII., einer „jungfräulichen“ (1?) Elisabeth durch Verbeibaltung von Bischöfen gewonnen? Ist vielleicht die Hochkirche weniger Staatsmaschine als die einzelnen lutherischen Landeskirchen Deutschlands? Ohne Papstthum ist eben die wahre von Christus gestiftete Kirche ein Un Ding, wie ein lebendiger, gesunder, menschlicher Organismus ohne Haupt nicht gedacht werden kann. Jedes lebendige Ganze, sagt Döllinger (Kirche und Kirchen S. 25), fordert einen Mittel- und Einigungspunkt, ein Oberhaupt, welches die Theile zusammenhält: In der Natur und Architektur der Kirche ist es begründet, daß dieser Mittelpunkt eine bestimmte Persönlichkeit, der gewählte Träger eines der Sache oder dem Bedürfnisse der Kirche entsprechenden Amtes sein muß. Die Geschichte aller von Rom getrennten Kirchen hat denn auch klar und offenkundig bewiesen, daß Nationalkirchen mit einem Patriarchen oder Primas an der Spitze von Bischöfen über kurz oder lang eine Beute der Staatsgewalt werden, daß der unheilvollste Byzantinismus die natürliche Folge der Verwerfung des päpstlichen Primates ist. Eine, alle Völker umspannende, im Dogma sich nicht widersprechende Kirche kann es ohne den Papst nicht geben. Beyschlag gesteht ja selbst zu, daß Luther's Tod die Reformation ihres Führers beraubte, daß Melanchthon „nach seiner ganzen Eigenart dieser Führerrolle“ nicht genügen konnte, daß er vielmehr der „Märtyrer der Reformation“ geworden sei.

„Und nicht nur, daß der lange zurückgehaltene Strom äußerer, politischer Heimsuchung sich über ihn (Melanchthon) ergießt — schlimmer ist, daß der innere Verfall der evangelischen Bewegung, ihre Entartung in Eugherzigkeit und Verleerungssucht an ihm in einem Maße von Aufwand offenbar wird, das auch nur betrachtend zu ermessen, allzu peinlich wäre, wenn nicht die Leidensgröße des Mannes, der bis ans Ende sich selbst getreu bleibt (2), uns ein Gegengewicht böte“ (S. 59).

In Augsburg hatte Melanchthon an ein freies, christliches Concil ohne Vorbehalt appellirt, noch auf dem schmalkaldischen Bundestage hatte er dessen Bescheidung beifürwortet, aber als zu Trient wirklich 1545 die Kirchenversammlung eröffnet werden konnte, da erklärte derselbe Mann, daß die dort versammelten Väter „sich um die Kirche Christi nicht mehr bekümmerten als Homer's Cyclophen“ (1) (S. 61). Ja in jener Schrift, welche auf kaiserlich sächsischen Befehl abgefaßt wurde, um als Einigungsformel in Trient vorgelegt zu werden, in der sogenannten Wiederholung der Augsburger Confession, stellte Melanchthon die Päpste auf gleiche Stufe mit den Sadducäern und Pharisäern, schob das Wörtchen sola (allein)

in die Rechtfertigungslehre ein: „Wir werden gerecht durch den Glauben allein“, obwohl in der Augustana von 1530 dieser Zusatz fehlte. Wie Beyschlag (S. 65) die sogen. Wiederholung „eine erneute Darlegung des evangelischen Bekenntnisses“ zu nennen vermag, die mit vorzüglicher Klarheit alles um die beiden Gesichtspunkte des Rechtfertigungsgebauens und des Kirchenbegriffes gruppierte, in welcher von Interims-Zugeständnissen nichts zu spüren“ war, ist uns unerfindlich. Denn die „Wiederholung der Augsburger Confession“ steht ja in den wesentlichsten Punkten im geraden Gegensatz zur Bekenntnisschrift, welche 1530 dem Kaiser Karl V. war übergeben worden. Selten, sagt Pastor (Die kirchlichen Reunionsbestrebungen während der Regierung Karl V., S. 433), ist wohl in einem officiellen Glaubensbekenntnis eine Unwahrheit mit frecherer Stirn behauptet worden, als in dieser sogen. „Wiederholung der Augsburger Confession“. Das Verhalten Melanchthons ist völlig unentschuldigbar.

Die „Falschheit“ bei allen Ausgleichsverhandlungen auf religiösem Gebiete, sei es auf Religionsgesprächen, sei es auf dem Concil zu Trient, lag nicht auf „papistischer Seite“, wie Beyschlag S. 45 behauptet, sondern gerade bei Melanchthon, der schon 1530 sehr unehrlich vorging, als er im Artikel XX der Augustana sich auf den hl. Augustin berief, obwohl er sich der gegentheiligen Lehre des großen Bischofes von Hippo wohl bewußt war, wie er in einem Briefe an Johannes Brenz selber gestand. (Döllinger, Die Reformation I, 358; Janssen, Geschichte des deutschen Volkes, 12. Aufl. III, 171.) Darüber schweigt natürlich Beyschlag, beittelt dafür den schlagfertigen Disputator Et aus Jngolstadt als „alten Kopfschmerzer“ (S. 45) und feiert die „Gewissensfreiheit“, für welche in der alten Reichsverfassung kein Platz sich gefunden habe. Ja er sieht sogar in dem Speyerer Proteste „einen Minderheitsprotest für Gewissensfreiheit“ (S. 31), obwohl gerade die der alten Kirche anhängende Mehrheit der Reichsstände gefordert hatte, daß in den Territorien der neugläubigen Fürsten neben dem Fortbestehen des Geänderten die alte Religionsübung der Katholiken bis zur Entscheidung eines allgemeinen Concils wenigstens noch geduldet werden sollte. Gegen diese Duldung protestirte am 25. April 1529 die neugläubige Minderheit der Fürsten und Reichsstädte. In der Speyerer Protestation von 1519, sagt mit Recht Pastor (l. c. pag. 15), ward zum erstenmale das Princip: „Wissen das Land, dessen auch die Religion“, das Princip der Unduldsamkeit, in officieller Form verkündet.

Melanchthon, der selbst im Laufe der Jahre seine Anschauungen vielfach änderte, vorzüglich in der Lehre von der Freiheit des menschlichen Willens und hinsichtlich der wirklichen Gegenwart Jesu Christi im allerheiligsten Altarsakramente, war gegen abweichende Meinungen sehr unduldsam, am wenigsten konnte er die Katholiken ertragen. Wofür haben denn Fürsten und Städte, äußerte er, unsere wahre Lehre in Schutz genommen, wenn sie nicht in ihren Gebieten den falschen Gottesdienst abschaffen und nach Luther's Auslegung des 82. Psalmes gegen Ketzereien vorgehen wollen? (Paulus, Die Straßburger Reformatoren, Seite 5.) Schon in der Apologie der Augustana hatte Melanchthon den Heiligendienst der Katholiken als „eine öffentliche heidnische Abgötterei“ erklärt (Müller, Die symbolischen Bücher, S. 291). In einem Briefe an Schwentfeld vom 16. Februar 1542 bemerkt er abermals: „Ich habe mit den groben idolatris,

den Papisten zu streiten genug“ (Forschungen zur deutschen Geschichte XVI, 14). Ein besonderer Greuel war ihm die „Brodanbetung“, d. h. der Glaube an das große Geheimniß der wirklichen Gegenwart Jesu Christi im allerheiligsten Altarsakramente.

Der empfindlichste Punkt, an dem sich eine theologische Differenz zwischen Luther und Melanchthon herausbildete, sagt Beyschlag S. 51, war, der wundeste Lehrpunkt der Reformation überhaupt, die Abendmahlsfrage. Während Melanchthon im Anschlusse an Luther 1530 in der Augustana die wirkliche Gegenwart des Leibes und Blutes des Herrn im Abendmahle lehrte und die rationalistische Auffassung Zwingli's verworf (Art. X), huldigte er nach dem Marburger Gespräche der Lehre Calvin's, indem er „Leib und Blut“ offenbar in keinem materiellen, sondern in einem geistigen Sinne nahm und demgemäß auch den Artikel X in der neu durchgesehenen und verbesserten Ausgabe des Augsburger Bekenntnisses von 1540 umgestaltete. Beyschlag bemerkt: Melanchthon sei durch diese Schriftauslegung „von allen Reformatoren dem biblischen Abendmahlsgebanten am nächsten“ gekommen (S. 53).

An einer anderen Stelle (S. 40) hat Beyschlag die Augustana von 1530 als das „classische Hauptymbol unserer Kirche“ gefeiert, in dessen „Festhaltung wir den Glauben unserer Väter noch heute als den unsern bekennen.“ Nun ist aber zwischen Artikel X der Bekenntnisschrift von 1530 und jenem von 1540 fast ganz dasselbe Verhältnis wie zwischen katholischem Dogma und calvinischem Rationalismus; aber gleichwohl findet Beyschlag, der offenbar den Standpunkt Calvins theilt, in der Augustana von 1530 seinen Glauben identisch mit dem Glauben der Väter! Das ist doch die reinste Sophistik! Zudem wurde die Schrifterklärung Melanchthon's, wenn auch ohne Nennung des Namens, in der Concordienformel von Bergen (Art. VII, Müller, Seite 538—539) ausdrücklich verworfen, und diese Formel gehört auch zu den symbolischen Büchern der deutschen Lutheraner, wie Beyschlag S. 80 selbst gesteht:

„Damit war“, so fährt Beyschlag in seiner Betrachtung über die Concordienformel fort, „die deutsche Reformation endgültig in zwei Parteikirchen zerrissen, die einander bald grimmiger haßten und befehdeten als den gemeinsamen Erbfeind und demselben dadurch zur Wiedereroberung des verlorenen Gebietes die Thore öffneten. Getragen von habsburgischer Macht und jesuitischer List überzog die furchtbare Gegenreformation das evangelische Deutschland, indem Lutheraner und Reformirte einander im Striche ließen, und wenn es auch nicht gelang, die Reformation ganz auszutilgen, so gelang es doch, ihr das halbe Deutschland zu entreißen und das ganze in einen Trümmerhaufen zu verwandeln.“

Demnach wäre der Widerstand gegen Gewalt und Bedrückung eine Ungerechtigkeit, wäre die sittliche Erneuerung katholischer Länder durch die verschiedenen Ordensgenossenschaften der Anlaß zur Verwüstung Deutschlands geworden. Haben nicht lutherische und reformirte Fürsten in schamloster Weise mit dem französischen Erbfeind sich verbunden, und Kaiser und Reich um Judaslöhne verrathen?

Doch hören wir Beyschlag's Schlußwort:

„Wenn heute Melanchthon's verklärter Geist herniederjüge und die geistigen Lager in seinem geliebten Deutschland durchwänderte, würde er weniger Ursache haben, sich um dasselbe abzusorgen als damals? Er fände auf der einen Seite einen Zeitgeist, der mit allem gebrochen, was ihm, dem durchgebildeten Denker des 16. Jahrhunderts, heilige und heilsame Wahrheit gewesen, nicht bloß mit dem evangelischen Bekenntnis, sondern mit

jedem Gottesglauben, eine neuheidnische Wissenschaft und Kultur, die von den Höhen der Gelehrsamkeit bis in die Arbeiterkreise hinabreichend selbst das letzte Gewisse, was es für den edleren Menschen gibt, die Unbedingtheit des Sittengesetzes, naturalistisch zu zersetzen geschäftig ist. Und er fände auf der anderen Seite eine neue, furchtbare Machterhebung des Papstthums, das inzwischen den Gipfel der Selbstvergötterung und absoluten Gewissensbeherrschung erklommen, das unser Vaterland mit einem tödtlichen Nies von Aberglauben und Fanatisierung bereits halb umgarnt hat und alle Geistesfrüchte unserer Reformation auszurotten bemüht ist, während an den Orten, wo man sich einst im 16. Jahrhundert tapfer dafür einsetzte, unserem Volke das reine Evangelium zu bewahren (?), heute zumeist nur nutzlose Beugung unter Rom zu gewahren ist.“ (S. 81.)

Luther und Melancthon unternahmen einen kühnen Sturmangriff gegen das Papstthum, das sie vom Teufel gestiftet wähten, das sie für den lethargischen Antichrist in den schmalhalsigen Artikeln erklärten — aber was geschah? „Eine neue humanistische Bildung hat die alte Orthogorie überflügelt, hat sich in ihrem Hauptstrom von Luther und Melancthon, oder wenigstens vom Besten, was sie vertreten haben, gleichmäßig abgewendet“, gesteht Beyschlag selbst (S. 81). Wo sind demnach die Geistesfrüchte der Reformation? Eine neuheidnische Wissenschaft hat Platz gegriffen, aber das Papstthum ist nicht untergegangen, es lebt noch, ja es ist vielleicht geistig kräftiger und stärker denn je. Sollten denkende Menschen nicht daraus den Schluß ableiten: das Papstthum müsse Gottes Werk sein, da es bisher alle Stürme der Jahrhunderte glücklich überdauert hat? Als Melancthon auf seinem Sterbebette lag, da wiederholte er oft die Worte des hohenpriesterlichen Gebetes: „Auf daß sie eins seien wie wir“ (S. 80). In diesem Sinne, nach Wiedergewinnung kirchlicher Einheit unter der Führung Roms, theilen auch wir den Wunsch des Theologen von Halle:

„Ach ja, es thäte noth, daß endlich wieder ein Strom melancthonischen Geistes sich in die deutsch-evangelische Christenheit ergösse, der Glaube und Bildung, Wissenschaft und Frömmigkeit als die unzertrennlichen Schutzengel des deutschen Volksgeistes erkenne“ (S. 82),

damit endlich einmal aller Haber und alle Gehässigkeit unter Stammesbrüdern aufhöre und das Erbtheil des christlichen Glaubens gegen die Macht und List des Unglaubens gewahrt bleibe. Möchte Gott Gnade geben, daß diese Grundzüge melancthonischen Geistes unter uns heller aufleuchten!

Zur Geschichte des Kreuzweges.

J. P. S. Kein Pilger in Jerusalem versäumt es, den Weg zu besuchen, den der Herr mit dem Kreuze beladen für unser Aller Heil gegangen ist. Dabei sieht er ohne Zweifel mehr auf Liebe und Andacht, als auf genaue Kenntniß. Dennoch wird der Besucher sich auch zu jener um so mehr angeregt fühlen, wenn er überzeugt ist, daß er gerade da steht und wandelt, wo der Herr gestanden ist und gewandelt hat. Wo aber war dieses?

Schon der Jesuit Villalpandi vor 300 Jahren (1596 — 1605) äußerte Zweifel an der Richtigkeit der Stellen, die man gewöhnlich als Stationen des Kreuzweges bezeichnet, und in neuerer Zeit sind der Zweifel immer mehr geworden sowohl bei Katholiken als Protestanten. Es ist daher der Mühe werth, der Sache auf den Grund zu sehen.

Der Ausgangspunkt ist naturgemäß das Haus des Pilatus, in welchem Christus endgiltig gerichtet und verurtheilt worden ist. Allein gerade dieses ist viel un-

stritten. Die hl. Schrift sagt es eben nicht, wo es gestanden. Indessen bietet sie im Zusammenhalt mit der Geschichte doch feste Anhaltspunkte. Die römischen Statthalter, wie Pilatus einer war, residirten durchgängig in den Palästen der vorausgehenden Herrscher, theils des Ansehens, theils der Zweckmäßigkeit halber. Herodes d. Gr. hinterließ in Jerusalem drei Paläste, welche Pilatus wählen konnte und die nur in Frage kommen. Der ältere von diesen ist der Palast der Hasmonäer, welche Herodes vom Throne verdrängt hatte. Er wohnte auch eine Zeit lang in demselben, doch fühlte er sich darin nicht heimisch, wohl in Erinnerung, wie er in dessen Besitz gelangt. Zudem bot er nicht Raum für eine Truppenmacht, welche zur Niederhaltung der fortwährend aufrührerischen Gellüste genügt hätte. Dieser Mangel mußte umsomehr bei dem Helken Pilatus ins Gewicht fallen, dem die Juden noch feindseliger gegenüber standen, als dem Idumäer. Es ist auch keine alte Nachricht vorhanden, daß Pilatus dort gewohnt hätte. Nur wollte man die Angabe des ältesten Pilgers von Bordeaux (333), daß das Nichthaus „unten im Thale“ gewesen, auf diesen Palast deuten.¹⁾ Allein er stand zwar unweit der Niederung, welche man früher das Käsemacher-Thal, später zur arabischen Zeit erst das Wad nannte. Indes im Thale stand er nicht, sondern an der Südwestseite dem Tempel gegenüber, so hoch wie der Tempelplatz selbst, so daß man von dort alle Vorgänge im Tempel beobachten konnte. Um dieses zu verhindern, führten die Juden sogar eine hohe Mauer dazwischen auf.²⁾ Nach dem Tode des Herodes d. Gr. gingen seine drei Paläste, nämlich der obengenannte, dann der im Nordwesten und die Burg Antonia, in das kaiserliche Eigenthum über. Herodes Antipas war nur Vierfürst von Galiläa und Peräa und hatte seine Residenzen in Tiberias und Machärus. Im Hasmonäer-Palast hatte er nichts zu suchen. Wenn er um Ostern als Festpilger nach der hl. Stadt kam, mußte er wo anders absteigen. Die Tradition zeigt von jeher seine Wohnung am Bezetha in der Richtung des Herodes-Thores, wo noch jetzt ein anfänglich, wohl saracenischer Bau steht. Er ist unzugänglich und daher das Innere unbekannt. Hans von Zimmer (1483) wurde nicht eingelassen, „weil darin des Hauptmanns Dirnen sind“. Der Bezetha war hoch, darum heißt es (Luk. 23, 7): Christus wurde hinaufgeführt.

Agrippa I. vereinigte wieder die ganze Herrschaft seines Großvaters und konnte also im Hasmanäer-Palast wohnen, scheint es jedoch nicht gethan zu haben. Sein Sohn Agrippa II. regierte wieder auswärts in Chalkis und später in Theilen von Galiläa und Peräa; er wohnte aber dort, weil ihm die Obhut des Tempels und zu diesem Behufe die Wohnung eingeräumt war. Wie unsicher jedoch diese war, geht klar daraus hervor, daß er sammt seiner schwesterlichen Gemahlin Berenike daraus vor seinen eigenen Landsleuten flüchten mußte.

Schon Herodes d. Gr. hatte diesen Palast verlassen und sich eine neue Burg von verschwenderischer Pracht an der Nordwestseite der Oberstadt gebaut, da, wo ehemals die Burg Davids gewesen, und damit ihm der nöthige militärische Schutz nicht fehle, errichtete er nicht weit davon drei starke Thürme, welche er nach seinem Bruder Phasael, seinem Sohne Hippikus und seiner

¹⁾ Das neuestens auf dem russischen Blase aufgedeckte burgartige Gebäude kann der Pilger nicht gemeint haben, weil es links, nicht rechts von seinem Wege war.

Gattin Marianne benannte. Ihm folgte in der Regierung der Statthalter Pilatus und konnte also dort wohnen.

Aber es war dabei der große Mißstand, daß der Ort zu weit vom Tempel entfernt war, wo immer der Herd der Auflehnung gegen die römische Herrschaft glimmte. Der Landpfleger Sabinus wurde darin belagert, der letzte, Festus, mußte von dort flüchten, es wurde ihm aber der Weg verlegt, weil die Juden fürchteten, er möchte sich der Antonia, des Schlüssels zum Tempel, bemächtigen: ein deutlicher Beweis, wie unsicher der Vergnügungspalast trotz der nahen Thürme war und der Schwerpunkt in der Antonia lag. Daß Pilatus dieses übersehen hätte, ist nirgends bezeugt, sondern Philo, welcher eine Gesandtschaft seiner Glaubensgenossen nach Rom führte, sonst aber in dem fernen Alexandria lebte, erzählt nur in seiner Apologie, daß derselbe an dem Palaste des Herodes, dem Hause der Statthalter, die Kaiserbilder aufhängen ließ und deswegen bei Tiberius verklagt wurde. Es ist höchst unwahrscheinlich, daß Pilatus die Juden in der eigenen Wohnung sollte sich auf den Hals gehakt haben, ist auch gar nicht gesagt.

Der Ort ist im Allgemeinen als Haus der Statthalter, jedoch nicht als seine Wohnung bezeichnet, weil er eben in dem östlichen wohnte. Später wollten die Römer die Bildsäule des Kaisers Caligula im Tempel aufstellen, wo gewiß kein Landpfleger wohnte. Jener Palast ist längst spurlos verschwunden, ohne daß sich daran eine Tradition geknüpft hätte.

Wohl aber heftete sich eine solche an ein Gebäude, das ungefähr einen halben Kilometer weiter oben und seit der Zerstörung Jerusalems außerhalb der Stadtmauer liegt, jetzt das armenische Kloster. Es ist dieses das Haus des Hohenpriesters Kaiphas. Dort war unweit der Mauer eine Kirche erbaut worden, welche der hl. Hieronymus (Reise der hl. Paula) Erlöserkirche, Theodosius (530), Breviarium (540) und ein Innominatus Peterskirche (verschieden vom „Hahnschrei“) nennen. Nachdem sie von den Persern (615) zerstört worden, wurde sie von den Christen wieder errichtet, doch in einem kleineren Umfange und näher der großen Sionskirche. Johannes v. W., Epiphanius und ein Ungenannter (Enarratio locorum) im 12. Jahrhundert nennen sie jetzt Lithostrotus; Theodorich v. W. ebenso und zugleich Erlöserkirche, welcher Name dann wieder gewöhnlich wurde (so M. Saundo 1310, Rudolf von Sühheim 1341, Zwinner 1561). Durch alle Jahrhunderte zeigte man dort den Kerker, in dem der Herr in der Nacht gefangen gewesen, sowie den Ort, wo Petrus ihn verläugnete, vielfach auch die Säule, an der Christus geschlagen worden (Epiphanius, Theodorich, Bousquet, Saundo). Bei Kaiphas wurde nach den evangelischen Berichten Christus zuerst verhört und des Todes schuldig erklärt. Der hohe Rath besaß ja eine große Gerichtsbarkeit, und nur die Vollstreckung eines Todesurtheils war ihm entzogen, wiewohl er mitunter auch über diese Schranke sich hinwegsetzte, wie wir es an der Hinrichtung des hl. Stephanus und Jakobus d. J. ersehen. Das Haus des Hohenpriesters wurde durch Zusammenberufung des Synedrums daher zu einem Richterhaus, praetorium, und wird auch so genannt (z. B. bei Innominatus; Les Pelerinages (1231), Les Chemines et Pelerinages (1265), Pelerinages et Pardons (1280). Das eigentliche Richterhaus im Umfange des Tempelbezirkes war zur Nachtzeit mit diesem geschlossen und deshalb nicht zugänglich. Es ist demnach sehr erklärlich, daß später auf

das Haus des Kaiphas auch das übertragen wurde, was in dem des Pilatus geschehen war. Theodorich von Würzburg sah dort einen Stein mit der Inschrift: Iste locus vocatur lithostrotus et hic Dominus fuit judicatus, offenbar den nämlichen, der früher in der Antonia war. Das Verhör und das Urtheil war da und dort, und selbst die Geißelung konnte um so leichter auch dem Hause des Kaiphas zugeschrieben werden, als dieser mit dem Herrn höchst feindselig verfuhr und so seinen Bütteln ein schlimmes Beispiel gab, wie Pilatus den Soldaten. „Sie fingen an, ihn anzuspucken und mit Fäusten zu schlagen.“ (Mark. 14, 65.) Da ist kaum zu zweifeln, daß sie es in dem nächsten Kerker bis Anbruch des Tages noch ärger getrieben und auch Geißeln zur Hand genommen haben.

Die Verwechslung der zwei Gerichtshäuser geschah aber erst im 12. Jahrhundert und dauerte nicht 100 Jahre. Ein Ungenannter (Belläufig 1145) unterschied noch die zwei praetoria, doch schon beide auf dem Sion: Ad meridiem est mons Sion, ubi ecclesia formosa s. Mariae. A sinistro latere illius est capella, ubi fuit praetorium et Christus judicatus. . . . Extra ecclesiam est parva ecclesia, ubi praetorium fuit, in quo Dominus flagellatus, spinis coronatus atque illusus et hic fuit domus Caiphae. Johannes von Würzburg (1147) kennt nur mehr eines: Dominus reductus est ad montem Sion, ubi tunc erat praetorium Pilati, nuncupatum Lithostrotus. Ostenditur autem hodie locus, ubi praetorium et turris David fuerat. In eodem praetorio Petrus ter negavit. Ante praetorium in loco quodam flagellatus, spinea corona pungitur; eundem locum designat capella ante majorem ecclesiam Sion (Cap. IX). Engesippus Fratellus, Archidiacon von Antiochia (1150): Christum ducunt in Sion ad Pilati praetorium, ubi et Petrus ter eum negavit, et fugiens in cavernam, quae modo galli cantus appellatur vulgariterque Galilaea. Monte Sion Jesum opprobriis afflictum, verberibus caesum, catenis tentum Pilati jussu in Golgotha neci dederunt. Hiemiti stimmen Epiphanius (1170), Theodorich von Würzburg (1172), Pöfias (1185) und eine Anzahl Ungenannter fast wörtlich überein.²⁾ Daraus erhellt auch, daß Epiphanius nicht in eine frühere Zeit gehört, wo auch die Gebäulichkeiten andere waren. Theodorich hat noch das Besondere, daß er das Haus des Pilatus eigens auf dem Wege zum Ostthore erwähnt. Eine Mittelstellung nehmen der angelsächsische Priester Säwulf gleich zu Anfang der fränkischen Eroberung (1202—1203) und ein griechischer Ungenannter ein. Ersterer nennt auf Sion die Abendmahls- und Hahnschrei-Kirche, schweigt aber bedeutsam von einem Richterhaus. Ebenso schweigt der Grieche, obschon er den Kerker Christi und anderes nennt (Ἀποὸ εἰς τὴν ἀγίαν Σιών ἐστὶ ἕτερα φυλακὴ τοῦ Χριστοῦ, ἀποὸ ῥάπισμα τοῦ Χριστοῦ, ὁ τάφος τοῦ πρεσβύτου Σιμων καὶ τοῦ πρωτομάρτυρος Στεφάνου).

Reliquien der hl. Birgitta in Rom.

Uebersetzt aus dem Schwedischen von Georg Binder, Priester der Erzdiöcese München-Freising (Schluß.)

Des Altars Ausstattung sowohl wie alle Verschönerungen scheinen nicht sehr hergehalten zu haben,

²⁾ Der letzte war der Magister Thetmar (1215), der nur 4 Tage in Jerusalem verweilte.

denn bei einer großen Visitation, welche am 11. März 1627 in der Kirche von dem Cardinalvikar vorgenommen wurde, wurde unter anderem vorgeschrieben¹⁹⁾, daß der Virgitta-Altar mit einer neuen Steinbekleidung versehen werden und auf angemessene Weise ausgeschmückt und die von der Abtissin angebrachten Inschriften weggenommen werden sollen. Was das für Inschriften waren, wird nicht aufgeführt. Der Visitationsbericht gibt überdies Kunde, daß die Abtissin, um die Echtheit der Reliquien zu beweisen, ein altes Document vorwies, welches der Cardinal abschreiben und dem Protokolle einreichen ließ. Eine Jahrzahl und der Name des Verfassers ist gleichwohl nicht angezeigt. In demselben wird über Virgittas Reliquien Folgendes gesagt:

„Unter dem Altare der hl. Virgitta befindet sich in einer kleinen Lade von Cypressenholz ein Schulterblatt derselben Heiligen und andere Reliquien, sowie ein Zahn des hl. Lukas und ein Kinubadenbein des hl. Philippus.“

Ich nehme an, daß die Vorschrift ausgeführt wurde. Wenigstens fanden bald darauf einige Reparaturen statt, denn man findet angezeichnet, daß die Clarissernonnen 1629, als Schwester Hippolita Gianti Abtissin war, zu solchem Zwecke nicht weniger als 5400 Dukaten ausgaben.

Das Altarbild der Stefana Sabelli muß indes durch der Zeiten Zahn zerstört worden sein, denn es wurde 1757 durch ein Gemälde auf Leinwand ersetzt, welches Schwester Felice Teresa Luci durch den Maler Giuseppe Montanari malen ließ. Dieses neue Gemälde, welches nach dem Muster des alten Freskogemäldes ausgeführt war, stellt Virgitta in der Tracht ihres Ordens vor, — welche sie jedoch niemals trug, ebensowenig wie eine andere Nonnentracht, — knieend vor dem Gekreuzigten, welcher mit ihr zu sprechen schien. Dies hat Bezug auf die in Rom umgehende Sage, daß des Erlösers Bild am Crucifixe einmal zu Virgitta gesprochen haben soll, da sie im Gebete versenkt war. Als Kirche, wo das stattgefunden haben soll, werden zwei genannt, S. Lorenzo in Damaso, bei welcher sie manche Jahre wohnte, und San Paolo fuori le mura, wohin sie oft wallfahrte. Die letztere Kirche hat den Vortheil, daß sie das Crucifix aufweisen kann, eine große Holzschmiederei, welche Arbeit einem Schüler Giotto's, Pietro Cavallini (gest. 1279),²⁰⁾ zugeschrieben wird. Es stand früher beim Fenster am Hochaltare in dem großen Querschiff, aber es wurde unter Benedikt XIII. (1724—1730) in die Kapelle gebracht, welche Virgittens Namen trägt und wo ihre Statue noch im Jubeljahre 1650 stand. Ursprünglich wußte die Legende bloß zu berichten, daß das Christusbild sich zur Betenden wendete, aber das wuchs wahrscheinlich mit der Zeit.

Später findet man nichts mehr über die Reliquien der hl. Virgitta bis zum Jahre 1818, da sie wiederum von ihrer Ruhestätte unter dem Altare weggenommen wurden. Der Arm wurde getrennt von den übrigen Ueberresten und in ein ganz kostbares Reliquarium von getriebenem Silber mit Vergoldungen gelegt, welche einen aufrecht stehenden Unterarm mit offener Hand vorstellen. Dasselbe geschah mit einem der Panisperna-Kirche gehörigen Arm des Martyrers Felix, worauf die beiden

Silberarme im großen Reliquienschrant der Sakristei aufbewahrt wurden. Zur Erhöhung der Ehre scheint auch der Zahn des hl. Lukas und das Kinubadenbein des hl. Philippus dahin gebracht worden zu sein, denn sie stehen nun dort, aber es wird nichts davon in den beiden Authentiken erwähnt, welche am 10. Juni 1818 von Fr. Josef Barth. Menochio, Praefectus Sacrarii Apostolici, errichtet wurden. Die eine dieser Urkunden bestätigt die Echtheit der in den Silberarmen verwahrten Reliquien, die andere zeigt an, daß die übrigen Reliquien am nämlichen Tage in einen Holzschrein gelegt wurden, welcher verschlossen und wieder in den Sarkophag gelegt wurde. Dieser wurde eingemauert und unter dem Altare durch einen kleinen Schirm von bemalten Brettern geborgen. Der Anlaß hiezu war wohl der, daß die Clarissernonnen, bei welchen das Interesse für Virgitta im Laufe der Zeiten erkaltet war, sich nicht Rath wußten, einen passenden Schmuß für die Reliquien oder eine würdige Anordnung bezüglich des Altars zu beschaffen. Es war bequem und billig, den Sarg einzumauern und zu verbergen, weshalb es auch beschwerlich wurde, die Reliquien zu zeigen. Für jene, welche die Hülfe der Heiligen bedurften, hatte man, wie wir gesehen haben, die anderen Theile zur Hand.

Der Silberarm wurde am 17. Juni 1878 geöffnet und vom Arme Virgittas wurde ein Theil genommen, welcher an ein Virgitten-Kloster in Holland geschickt wurde, wie ein Gesuch hierüber sagt. Die neue Authentika für das, was übrig blieb, wurde am nämlichen Tage vom Cardinal Monaco La Valletta ausgefertigt, aber die übrigen Documente in der Sache konnte der ehrwürdige Rektor der Panisperna-Kirche, P. Anaklet di Belletri, leider nicht finden.²¹⁾

Daß die übrigen Reliquien kürzlich wieder zu Tage kamen, hat seinen besonderen Anlaß, zu dessen Erklärung eine kleine Abschweifung nothwendig ist. Das Hospital und die Kirche der hl. Virgitta an der Piazza Farnese hatte Leo XII. nach wechselndem Geschehnisse den Canonikern von St. Maria in Trastevere geschenkt, welche das Haus allmählig verfallen ließen. Im Jahre 1855 übernahm es eine französische Congregation, die Väter vom hl. Kreuz, gegen eine jährliche Rente von 3000 Lire, und sodann wurde die Pflege des Hauses etwas besser. Die würdigen Väter ließen es von dem Franzosen Ed. Brandon mit mehreren Malereien ausschmücken, aber auf anderer Seite machten sie sich eines Vandalismus schuldig, indem sie nach Notre Dame in Indiana, wohin in späterer Zeit die Oberleitung des Ordens verlegt wurde, das merkwürdige Bild bringen ließen, welches die Madonna darstellt, umgeben von vier Heiligen-Bildern, deren eines als das älteste Porträt Virgittas galt.²²⁾ Das ist dasselbe Bild, welches Hammerich's und Brinkmann's Monographien über die Heilige haben. Gewiß ist es sehr schwer, das Bild für ein Virgitta-Porträt anzusehen, aber eine andere von den dort vorgestellten Figuren ist jedenfalls ihre heilige Tochter Katharina, und es wäre gewiß der Mühe werth, das in mehrfacher Beziehung merkwürdige Bild zu untersuchen. Nun ist es in Indiana und wurde restaurirt von einem Maler aus Chicago. Auch die Silber müssen sich in Manches fügen! — Nach Amerika

¹⁹⁾ Die Acta Sacrae Visitationis S. P. Urbani VIII, pars II befinden sich in der Vat. Bibliothek.

²⁰⁾ Nicolai, Basilica di s. Paolo, cap. VIII, pag. 36.

²¹⁾ Auch des Klosters Name ist nicht erwähnt. Wahrscheinlich war es Marienbaum. (Nein, sondern Ueben in Holland. Vinder.)

²²⁾ Siehe Historisk Tidskrift 1883, Seite 355—358.

kam auch ein größerer Stein mit Inschrift, um Gesellschaft zu leisten. Alles wurde gesammelt, um in einem großen Hof untergebracht zu werden. Ich erwähne dies, um darzulegen, daß es kein Verlust für diejenigen war, welche Werth setzten auf das alte Erinnerungszeichen, denn die Väter haben einige Monate später das Haus (mit großem Profit) an die Schwestern von der ewigen Anbetung des hl. Sakraments, einen Zweig des Carmeliter-Ordens, verkauft. Die Vorsteherin dieser Versammlung, Schwester Maria Hedwig,²³⁾ hat mit rühmlichstem Eifer sich der Wiederherstellung des erinnerungsreichen Hauses angenommen, und sie hat auch gewünscht, daß zur Virgitta-Kirche auch einige Reliquien der Heiligen selbst kämen. Von den Franziskanern, welchen die Aufsicht über S. Lorenzo in Panisperna anvertraut war, war sie von dem Dasein der im Jahre 1818 eingemauerten Reliquien unterrichtet und erklärte sich bereit, den Altar ausstatten zu lassen, wenn ihrer Kirche einige Reliquien mitgetheilt würden. Dieser Vorschlag hatte um so weniger Schwierigkeit, da die Kirche 1892 für das bevorstehende Bischofsjubiläum Leo's XIII. gründlich restaurirt wurde.²⁴⁾

Nach dem vom Cardinal-Bischof Parocchi mitgetheilten Zustand wurde der Sarkophag wieder ans Licht gezogen und am 17. Dezember 1892 in Gegenwart der Bevollmächtigten des Cardinals, Msgr. Anselmi, Vorstehers der Reliquiensammlung des Vikariates, des Jesuitenpater's Bonavenia, des Kirchenrektors P. Anafletti di Belletri und des Klosterbeichtvaters P. Andreas di Rocca di Papa, geöffnet. Der im Jahre 1818 niedergelegte Schrein und die von Msgr. Menochio damals angeführte Authentika wurden angetroffen, sowie die Versiegelung und die Reliquien, welche unbeschädigt waren; sie wurden zum Vikariat gebracht. Cardinal Parocchi veranstaltete dann eine Vertheilung derselben. Zwei Rückenknochen wurden der Panisperna-Kirche zurückgegeben, in kleine Glasbehälter gesetzt und nun bei den Silberarmen in der Sakristei aufbewahrt. Das Beckenbein, welches seine alte Bezeichnung "Schulterblatt" behielt, und ein Rückenbein wurden der Schwester Maria Hedwig für die Virgitta-Kirche gegeben, und sie hat hiefür eine prächtige Lade von vergoldeter und emailirter Bronze fertigen lassen. Das Gleiche geschah auf ihre Kosten für das eine Rippenbein, welches bei den Clarissernonnen belassen wurde, welches Kloster nunmehr, nachdem es im Jahre 1877 San Lorenzo verlassen mußte, nach Santa Lucia Selci (Piazza Giovanni Lanza) verlegt wurde. Ein anderes Rippenbein wurde dem Erzbischof von Benevent gegeben, welche Stadt Virgitta auf einer ihrer Pilgerfahrten besucht hatte. Das dritte Rippenbein und ein Rückenknochen wurden für die Vikariatsammlung gehalten.²⁵⁾

Der Sarkophag wurde sodann in der Virgitta-Kapelle wieder festgemauert, aber nicht mehr unter dem Altare, sondern an der Scheidewand gegen die zunächst liegende S. Franziskus-Kapelle und einen Meter über dem Boden. Unter dem Altare ruht an der Stelle der Leih der Martyrin Viktoria.

Die Clarissernonnen bewahren auch andere Erinner-

²³⁾ In der Welt bekannt als Gräfin Wielhorska.

²⁴⁾ Zu San Lorenzo in Panisperna wurde Sr. Heiligkeit am 19. Februar 1843 zum Bischof geweiht, und dort feierte er als Paps im J. 1893 den 21.—23. Februar ein feierl. Triduum zur Erinnerung daran.

²⁵⁾ Liptanoteca pontificia.

ungen an Virgitta, nämlich einen Mantel von grobem Wollzeug, ein Unterkleid von grauem Stoff mit einem leichten Kopfüberwurf von demselben Zeuge sammt einem Leibgürtel von starkem Hanf nach gewöhnlichen Klostermodellen. Das Unterkleid ist 1,45 Meter auf der Rückseite, gemessen vom Ende des Halses herab, 30 Centimeter zwischen den Armhalsnähten hinauf, 50 Centimeter zwischen denselben Nähten hinab; im Umfange hat es 2,68 Meter, die Länge der Arme ist 54 Centimeter, die Weite der Halsöffnung 50 Centimeter. Das Kleidungsstück hat an der Brust wenig Oeffnung, so daß es sehr schwer gewesen sein muß, es abzulegen. Die Kapuze (Kopfüberwurf) mißt 30 Centimeter vom Scheitel bis zum Kinn; 12 Centimeter unter dem Kinn zur untersten Naht, 50 Centimeter vom Scheitel rund über das Haupt zum Nacken, 69 Centimeter vom Vorderbis zum Rückenzipfel. Die Länge des Gürtels ist 2 Meter.

Das muß auf eine große Frauengestalt hindeuten, was der gewöhnlichen Angabe widerspricht, daß Virgitta klein war.

Die Richtigkeit des Gürtels und der Kopfbedeckung ist durch nichts bestätigt, als durch die Tradition des Klosters, nach welcher Virgitta dies auf ihrer Pilgerfahrt zum hl. Grabe im Jahre 1372 getragen hätte. Die Nothwendigkeit einer leichteren Bekleidung kann es möglich erklären, daß sie zeitweise ein kostbares Material von Seide trug. Sie bekleidete sich, wie die Zeitgenossen bezeugen, beständig mit dem größten Luche, und es wird ausdrücklich erwähnt, daß sie während 30 Jahren nicht einmal Leinen gebrauchte außer zum Kopftuche. Ein Mantel von Seide wird nämlich in der Sakristei der Panisperna-Kirche aufbewahrt, allein da er in einem mit grüner Seide verkleideten Pappenfutteral liegt, welches verglast und nicht zu öffnen war, so konnte ich denselben nicht messen, sondern mußte ihn durch die Glasöffnung beschauen und kann sagen, daß er gewiß zum Gürtel und zur Kapuze gehört habe. Man sagte mir, daß erst wenige Tage verflossen sind, daß ein mit der hinfällenden Krankheit befallener Mensch zur Kirche geführt wurde, wo ihm das Behältniß mit dem hl. Mantel auf's Haupt gelegt wurde. Auch die Kapuze wird häufig von den Kranken verlangt, denn sie hat den Ruf, daß sie Kopfschmerzen hinwegnimmt.²⁶⁾ Die Nothwendigkeit, diese Sachen oft forttragen zu müssen und sie in den Händen der Besuchenden zu lassen, kann es erklären, daß kein die Richtigkeit bekräftigendes Document gefunden werden kann; wenigstens sagen die Klosterbewohner so. Es ist möglich, daß eine Authentika innerhalb des Futterals sich findet.

Größere Gewißheit hat man bezüglich des Mantels, welchen die Clarissen in Händen haben. Man zeigte mir im Kloster an der Piazza Giovanni Lanza eine mit Gold und Silber reich verzierte Kutte mit der Aufschrift: "Mantello di s. Brigida Vedova" (Mantel der hl. Wittwe Virgitta), nebst einem von dem

²⁶⁾ Die Tradition bezüglich der fallenden Kranken kann zurückgeführt werden auf eine Begebenheit in Virgitta's Leben, welche von Berthold von Rom erzählt wird (Lib. II, cap. 1, 85). Sie soll nämlich außerhalb der Kirche S. Praxedis, ganz nahe bei S. Lorenzo in Panisperna, eine nordische Frau gefunden haben, deren Name Dyonetia geschrieben wird, welche an dieser Krankheit litt. Mit Hilfe ihres Kaplans Magnus Petri führte sie die Kranke in ein Spital und nahm sie dann zu sich, wo Dyonetia durch ihr heiliges Gebet vollständig geheilt wurde.

Klosterbeichtvater Fr. Pietro di Venaco ausgefertigten Dokumente, italienisch, daß er dabei war, „als der heilige Mantel der hl. Birgitta, welcher im genannten Kloster als eine verehrungswürdige und heilige Reliquie aufbewahrt wurde, aus dem alten, zerrissenen und durch die Zeit zerstörten Futterale herausgenommen wurde in Gegenwart der edlen und ehrwürdigen Abtissin Schwester Hortensia Capifucchi mit all den übrigen ehrwürdigen Müttern und würdigen Schwestern, und daß er in eine mit Gold- und Silberarbeit und mit Borden verzierte Seidenfutte, welche die hochwürdigen Frauen Schwester Maria Vittoria Vebro und Schwester Rosa Maria Ferrari für diesen Zweck fertigen ließen“, hineingelegt wurde, was Alles am genannten Tage geschah. Das Dokument ist unterzeichnet außer von Pietro di Venaco auch von Schwester Hortensia Capifucchi und Schwester M. Vittoria Vebro²⁷⁾ und ist besiegelt mit dem Siegel der Panisperna-Kirche, St. Laurentius auf dem Roste.

Durch die wohlwollende Bemühung der Abtissin Schwester Teresa Margherita Farinetti wurde diese Kutte am 6. Mai 1893 in meiner Gegenwart ausgebreitet und der Mantel herausgenommen. Er war im Vierkant zusammengelegt, gebunden mit einem weißen Linnenband, dessen Enden versiegelt waren. Als das Band aufgemacht und der Mantel aufgewickelt war, fand man darin noch ein Exemplar der kurz vorher genannten Inschrift, das Wort für Wort, mit Ausnahme von ein paar unbedeutenden Varianten, mit dem erstgenannten Exemplar übereinstimmte. Der Mantel ist von grobem, schwarzbraunem Wollenstoff, wie die Franziskaner ihn tragen, fast ganz schwarz, ist geschnitten wie eine Rundkappe ohne Ärmel; wohl aber hat er die Armöffnungen. Am Halse hat er einen kleinen Saum von Goldseide. Er wurde durch einen Knopf von Silberdraht mit einigen Golddrähten zusammengehalten. Er ist 1,10 m lang; bis zum Boden hat er 2 m, am Halse 65 cm.²⁸⁾

Eine Reliquie der hl. Birgitta wurde früher auch bei S. Agata in Trastevere aufbewahrt. Ihr Name kommt nämlich in den Aufzeichnungen der Kirchenreliquien bei Gelegenheit der großen Visitation Urban's VIII. vor, welche am 4. September 1628 stattfand.²⁹⁾ Die Kirche und das dazu gehörige Kloster gehörten damals den „Patres Congregationis Christianae“ (Vätern der christlichen Genossenschaft). Nun ist aber die Reliquie verschwunden, und es besteht keine Erinnerung daran.

Schließlich mag noch beigelegt werden, daß die Birgittareliquien, welche sich in den Kirchen S. Silvestro am Quirinal und S. Clemente finden, nicht von unserer Birgitta sind, sondern von jener aus dem scotischen Stamme. Man erkennt sie aus dem Titel „Virgo et martyr“, während die offizielle Benennung unserer Heiligen ist: „S. Birgitta Vidua.“³⁰⁾

²⁷⁾ Der Name ist hier ganz anders geschrieben als im Texte. Das ist für jene Zeit nichts Ungewöhnliches.

²⁸⁾ Die Abtissin erlaubte mir, ein Stück abzunehmen. Ein Gefühl von Kirchenraub ließ mich zweifeln; auf erneute Aufforderung jedoch klippte ich, da der Mantel an den Enden sehr schlüffig war, eine kleine Franse ab und erhielt darüber eine Authentika vom Beichtvater des Klosters.

²⁹⁾ Acta S. Visit. Arch. Secr. Vatic.

³⁰⁾ Ihre Tochter Catharina hat den seltsam scheinenden Titel: „Virgo et Vidua.“

Das ist nun Alles, was über die Birgitta-Reliquien in Rom gefunden werden konnte. Es wäre wünschenswert, daß genauere Beweise gefunden würden; allein man kann schwerlich zu größerer Gewißheit kommen. Für alle Fälle sind nun die Reliquien beschrieben, welche Anspruch auf Echtheit machen können. Leider kann bezüglich der Reliquien, welche ihren Ursprung von Vadsjona herleiten, nicht das Gleiche gesagt werden; aber das gehört nicht in den Rahmen dieses Aufsatzes. C. Bildt.“

* * *

Es obliegt uns nicht, der interessanten Arbeit irgend eine Ergänzung beizufügen. Allein einen Gedanken möchten wir gleichwohl aussprechen: Die Arbeit zeugt von großer Liebe zur hl. Birgitta und gibt dieselbe Verehrung kund, wie sie die skandinavischen Völker ihrer großen Heiligen bis in die Zeit des Gustav Vasa entgegenbrachten. Und wie die hl. Birgitta zu ihren Lebzeiten den hohen Adel um sich versammelte und wie ihre Stiftung, das Kloster Vadsjona am Strande des Wettersee's, die Beisten der schwedischen Nation aufnahm, so vereinigen sich auch heute wiederum die Edelsten der schwedischen Nation im Lobe der nordischen Heiligen und ehren sie als eine Liebe ihres Vaterlandes. So wurde 1891, in dem Jahre von Birgitta's Heiligensprechungsfest, vom schwedischen Reichstage die Wiederherstellung der alten Klosterkirche zu Vadsjona, des „Templum Cathedrale, Birgittas Helgedom“, beschlossen und dieser Antrag unter Anderm auch damit begründet, daß Birgitta von allen Schweden aus dem Mittelalter die einzige Persönlichkeit von europäischem Rufe sei.³¹⁾ Möge an „St. Brittas“ Verehrung der Anfang einer neuen Ära geknüpft sein!

„Die Beseffenheit mit besonderer Berücksichtigung der Lehre der hl. Väter.“

* In Nr. 65 der „Frankfurter Zeitung“ wurde Herr Lycalrector Dr. Geistle in Dillingen wegen seiner unter obigem Titel schon im Jahre 1887 erschienenen Schrift angegriffen. Die Bosheit des Angriffes und das unredliche Spiel kennzeichnet sich dadurch, daß in der aus der Schrift (S. 25 ff.) ausgehobenen Stelle über den Erscheinungsleib Satans, an welcher sich der Verfasser referierend verhält, die zumeist aus den Vätern und altchristlichen Kirchenschriftstellern geschöpften Citate, womit jede der aufgeführten Erscheinungsweisen belegt ist, einfach weggelassen sind, so daß die ganze Darstellung beim Leser die Meinung hervorrufen muß, als ob der Verfasser alle diese Erscheinungsformen sich ausgesonnen habe, während er nur objectiv darlegt, was die genannten Schriftsteller hierüber geäußert haben. Bezeichnend ist ferner der Umstand, daß Stellen, in welchen der hl. Augustin und der hl. Gregor d. Gr. im Texte (nicht bloß unter demselben wie die übrigen Citate) für diesen Punkt als Zeugen angeführt werden, weggelassen sind. Durch diese weggelassenen Stellen hätte doch der eine und andere besonnene Leser auf den Gedanken gebracht werden können, auch das übrige über die verschiedenen Erscheinungsformen Gesagte sei den Angaben der altchristlichen Kirchenschriftsteller entnommen und nicht Phantasie-Produkt des Verfassers. Das sollte nun durch Ausmerzung dieser Stellen hintertrieben werden. Dasselbe Verfahren wird eingehalten an jener Stelle, wo davon die Rede ist, in welcher Gestalt der böse Feind von besessenen Menschen infolge des Exorcismus gemichen sei (S. 43 f.). Die Citate, nach welchen der Verfasser berichtet, sind auch hier weggelassen, und es erscheint auf diese Weise die betreffende Aeußerung als reines Hirngepunkt des Verfassers. Die „Frankfurter Zeitung“ gestattete sich sogar das Wort „immer“ einzu-

³¹⁾ Binder, Die hl. Birgitta und ihr Klosterorden. München, Stahl sen., 1891.

schieben, um den Eindruck bei den Lesern zu verstärken. Seine Stellung zu der Anschauung, welche in den von ihm citirten Schriftstellern sich ausspricht, hat der Verfasser für den Leser an verschiedenen Stellen seiner Schrift angedeutet. Ueberhaupt darf nicht übersehen werden, daß die Schrift der Hauptsache nach eine systematische Zusammenstellung dessen sein soll, was über Beseffenheit und einschlägige Fragen in der patristischen Literatur sich findet. Auch das Schlusswort in der bezeichneten Schrift hätte die „Frankfurter Zeitung“ auf den Gedanken bringen können, daß sie den Verfasser unverdienter Weise herabzuwürdigen sich mühe. Die in Rede stehende Schrift hat, wie wir bestimmt wissen, bei ihrem Erscheinen von Männern, welche durch ihr theologisches Wissen und ihre Stellung hervorragend waren, und solche Fragen, wie sie in der genannten Schrift behandelt sind, nüchtern zu beurtheilen verstanden, volle Anerkennung gefunden. Es sei nur, um die noch Lebenden zu übergehen, hingewiesen auf den hochseligen Bischof Dr. Pantratus von Dinkel und den verstorbenen Eichstätter Dompropst und Professor Dr. Thalhofer, dessen Brief an den Verfasser wir gelesen haben. Hingewiesen sei ferner auf die seinerzeitigen anerkennenden Besprechungen der betr. Schrift in der „Innsbrucker theologischen Zeitschrift“, in der „Beilage der Augsburger Postzeitung“ und im „Augsburger Pastoralblatt“. Diesen Männern und Zeitschriften lag aber auch ein anderes Gloriat vor, als die „Frankfurter Zeitung“ ihrem Publikum, das prüfungsgelos das Dargebotene als baare Münze hinnehmen muß, vorzulegen beliebte. — Was man sogar aus Sägen der hl. Schrift machen und wie man die Lehre Christi als nichtchristlich lautend darstellen könnte, wenn man nach Art der „Frankfurter Zeitung“ verfahren würde, sei an einem Beispiele gezeigt. Man könnte sagen mit Verschweigen des in der hl. Schrift enthaltenen Beispiels: In der Bergpredigt (Matth. 5, 43) lehrt der Herr: „Gassen sollst du deinen Feind.“

Uebrigens hat Professor Zeitle in seiner Schrift auch noch andere Dinge behandelt, als nur die sündlich wahrnehmbare Erscheinungsweise der Dämonen. Begriff und Wesen der Beseffenheit, deren Möglichkeit und Wirklichkeit, das Ziel der göttlichen Vorsehung bei ihrer Zulassung, die Beseffenen des Neuen Testaments, der segnende und heilende Einfluß des Christenthums kommen in seinem Programme zur Sprache, lauter Gegenstände, die nicht bloß für den katholischen, sondern auch den orthodoxen protestantischen Theologen von Interesse sein können. Allerdings die von Christus abgewendete Welt, der Rationalismus, welcher Satan und seinen Einfluß hinwegdisputiren will und die Zeugnung dieses Feindes des Menschengeschlechtes (I. Petr. 5, 8 f.) zu einem Postulat der Bildung macht, muß sich entsehn, wenn man dieses düstere Phänomen der Geschichte zu behandeln wagt.

Was die verdächtigende Bemerkung über die Lehrthätigkeit des Rectors Zeitle in der „Frankfurter Zeitung“ betrifft, so mag sich dieselbe beruhigen. Derselbe ist, wie das vor Jahresfrist in öffentlichen Blättern hervorgehoben wurde, ein hochgeschätzter Lehrer, der sich die Liebe und Verehrung seines Auditoriums während seiner 20jährigen akademischen Thätigkeit in hohem Grade zu erwerben wußte, so daß sie auch die Auslassungen der „Frankfurter Zeitung“ nicht zu erschüttern vermögen, und seine Schüler können auch in den von ihm vorgetragenen Disciplinen sich mit denen jeder anderen theologischen Hochschule messen.

Recensionen und Notizen.

Baedeker R., Spanien und Portugal: Handbuch für Reisende. 8°, LXXXII + 582 SS., 6 Karten, 31 Pläne, 11 Grundrisse. Leipzig, R. Baedeker, 1897. M. 16.— in Leinwandband.

Es war ein auffallender, schwer empfundener Mangel, daß in der Reihe der vorzüglichen Reisehandbücher von Baedeker gerade eines der herrlichsten Länder, das an historischen Erinnerungen, an kunstvollen Prachtbauten wie an hervorragenden Naturschönheiten überreiche Spanien, nicht vertreten war. Rathlos und vergeblich sah sich jeder Spanien-Reisende nach einem Ersatz um, der diese Lücke ausfüllen konnte, denn der

Reiseführer von Hartleben, der einzige, den es überhaupt gab, ist gar nicht zu gebrauchen. Das Erscheinen des oben genannten Buches wird daher allseitig mit großer und dankbarer Befriedigung willkommen geheißen werden und sicher den Muth und die Zahl derer reich vermehren, die sich entschließen, die iberische Halbinsel zu durchqueren, wenn sie sich einem so verlässigen Führer anvertraut sehen. Die Einrichtung des Buches ist ganz dieselbe, wie sie sich bei den übrigen Baedeker-Führern bewährt hat, die ja einen Weltruf besitzen. Genauigkeit der Angaben und Uebersichtlichkeit der Anordnung lassen nichts zu wünschen übrig; es wird sicherlich keinen Spanien-Touristen geben, der nicht diesen „Baedeker“ als unentbehrlichen Geleiter in der Hand hätte.

Saberl Fr. X., Kirchenmusikalisches Jahrbuch für das Jahr 1897. Regensburg, Fr. Busiet, 1897. 8°, IV + 141 + 3 SS. M. 2,60.

„Zum zweihundzwanzigsten Male bringt ein alter, stets willkommener Freund seine Neujaarsgabe. Leider hat das diesmalige Jahrbuch den Tod eines ausgezeichneten Mitarbeiters, des Professors Dr. Anton Walter († 1. Okt. 1896), zu beklagen, dessen im Vorwort rühmend gedacht wird. Es folgt dann an erster Stelle die Fortsetzung des im Jahrgang 1896 begonnenen „Officium hebdomadae sanctae“ (S. 29–72) von Ludovico da Vittoria, der bekanntlich an Cardinal Otto Truchsess von Augsburg einen Mäcenat hatte. Auf den musikalischen Beitrag folgen Abhandlungen und Aufsätze historisch-kritischer Art, die von der stamenswerthen Beseffenheit und Gründlichkeit der Mitarbeiter Zeugnis ablegen. Recensionen über kirchenmusikalische Novitäten beschließen das Jahrbuch, das an Reichhaltigkeit des Inhaltes seinen Vorgängern in keiner Weise nachsteht und sich damit sicher die alten Freunde erhalten und, wie wir hoffen, neue erobert wird.“

Der hl. Antonius in Toulon und das Brod der Armen. Erzählung eines Angezeigten von Stephan Jouve in Toulon. Autorisirte deutsche Ausgabe nach der 9. Auflage des französischen Originals von F. M. Laun, Kaplan in Stuttgart. 3. vermehrte Auflage. Mit einer Abbildung des Hinterstückens in Toulon. Stuttgart, Jos. Roth'sche Verlags-Handlung. 250 Seiten Octavformat. Preis brosch. 2 M., schön gebd. 2 M. 60 Pf.

Das Buch erzählt uns in anprechender Form die Entstehung des in kurzer Zeit über die ganze Welt ausgebreiteten guten Werkes, welches unter dem Namen St. Antoniusbrod die Unterstützung der Armen zum Zweck hat. Wer nämlich den hl. Antonius in kleinen oder großen, körperlichen oder geistigen Anliegen um seine Fürbitte anleht, verspricht ihm gleichzeitig einen Beitrag, der ausschließlich zu Brod für Arme bestimmt ist. Besonders eingehend werden die vielen Gebetserhörungen geschildert, die in neuester Zeit auf Anrufung des wunderthätigen Heiligen in Toulon erfolgten. Das Buch ist besonders geeignet, das Vertrauen zum hl. Antonius mächtig zu wecken und das schöne Werk des Antoniusbrodes weiter zu verbreiten.

Der hl. Antonius von Padua. Sein Leben und seine Herrlichkeiten. Von P. Maria-Antonius, Capuciner-Missionär. Autorisirte Ausgabe nach dem Französischen von J. Müller, Pfarrer. 2. sehr vermehrte Auflage mit Titelbild. Mit bischöflicher Approbation. Stuttgart, Jos. Roth'sche Verlags-Handlung. 200 S. kl. 8°. Preis 80 Pfg., hübsch gebd. 1 M.

Dieses St. Antoniusbüchlein des hochw. P. Maria-Antonius ist eine besonders dankenswerthe Gabe. Der erste Theil schildert in gedrängter Form den Lebenslauf des Heiligen und die Verbreitung der Andacht zu ihm. Im zweiten Theil finden sich die schönsten Gebete zum hl. Antonius, die neunundstägige Andacht, das Responsorium u. s. w. Der dritte Theil enthält die gewöhnlichen täglichen Andachtsübungen. Mit Rücksicht auf seine volkstümliche Sprache ist dies Büchlein, das dem Lieblingsheiligen des katholischen Volkes gewidmet ist, deshalb auch für das katholische Volk besonders zu empfehlen.